

zu der in Vorbereitung befindlichen Einheitsgewerkschaft: »Soweit diese Gewerkschaft wirklich nur die wirtschaftlichen und sozialen Interessen der Arbeiterschaft vertritt, ohne die religiöse Überzeugung ihrer Mitglieder beeinflussen oder weltanschauliche Ziele verfolgen zu wollen, besteht kirchlicherseits keine Erinnerung gegen den Beitritt zu dieser Gewerkschaft. Es wird vielmehr Aufgabe der katholischen Arbeiter sein, in dieser Gewerkschaft maßgebenden Einfluß zu gewinnen. Die religiös-sittliche Schulung und Erziehung der katholischen Arbeiter wird Aufgabe der Standesseelsorge sein« (1078).

Die zwei von Volk veröffentlichten Aktenbände weisen Kardinal Faulhaber als einen großen Führer nicht nur des bayrischen, sondern des gesamtdeutschen Katholizismus aus. Kardinal Faulhaber als Vorsitzender der bayrischen Bischofskonferenz bemühte sich um das Einverständnis mit den anderen Bischöfen und dies auch dann noch, als die bayrischen Bischöfe an der Fuldaer Bischofskonferenz teilnahmen. Aber er wußte auch zu handeln, wenn es notwendig war und eine Angelegenheit in uferlosen Debatten zu versanden drohte. Er besaß ein klares Verhältnis zu den Ordnungen von Kirche, Volk und Staat, das heute weitgehend abhanden gekommen ist, und eben aus diesem Bewußtsein traf er klare und auch dem Kirchenvolk verständliche Entscheidungen. Es ist das große Verdienst von Volk, durch diese umfassende Edition nicht nur der Geschichtswissenschaft, sondern einer an den Zeitproblemen interessierten Öffentlichkeit eine wesentliche Quelle zur Bildung eines unvoreingenommenen Urteils über die Zustände von Kirche und Staat im Dritten Reich eröffnet zu haben.

GLOSSEN

EIN FALL FÜR DIE PASTORAL? – LIEBER Herr Doktor, Sie waren so freundlich, bei unserem letzten Zusammensein mich auf das kleine Bändchen »Über die menschliche Trauer« hinzuweisen. Dafür danke ich Ihnen. Ich habe in den vergangenen Tagen diesen Erfahrungsbericht des englischen Philosophen gelesen, er hat mich sehr nachdenklich gemacht. Sie haben gewiß recht mit der Annahme, lieber Doktor, daß dieser Bericht mir Trost und Kraft spenden könnte. Sovieles deckt sich ja von diesen Erfahrungen mit den meinen. Beide verlieren wir unsere Frauen durch einen inflammatorischen Krebs: Beide Frauen werden auf der Höhe des Lebens – menschlich gesehen – sinnlos hingerafft. Beider Proteste, existentielle Proteste gegen dieses Schicksal nützen gar nichts. Von der sogenannten ärztlichen Kunst wollen wir schweigen.

Und auch die Situation der um ihre Mutter gebrachten Restfamilie ist bei dem Autor und mir ganz ähnlich: jeweils mehrere fast erwachsene Kinder. Reicht das aus, um seine und meine seelische Situation nach dem Tod unserer Frauen miteinander zu vergleichen? Bevor ich die Frage beantworte, eine Bemerkung zu dem, was der Autor über das Verhalten seiner Kinder berichtet: Sie weichen jedem Gespräch über die tote Mutter aus. Ich muß es bestätigen, es ist so. Meine drei Söhne sind unansprechbar, wenn es sich um ihre Mutter handelt. Noch heute drei Jahre nach ihrem Tod. Es kann allenfalls passieren, daß der jüngste, immerhin auch schon über zwanzig, selbstvergessen einen Satz sagt, in dem die Mutter so erwähnt wird, als lebe sie noch. Spürt er dann unseren erstaunten Blick, dann scheint ihm das gar nichts auszumachen. Die Mutter

ist für ihn im Unterbewußtsein nach wie vor nicht tot, sie ist ihm gegenwärtig als eine ihn sichernde Kraft. Nur angesprochen werden auf sie aus einer Perspektive der Erinnerung, das möchte er nicht. Da zieht er sich zurück, genauso wie seine Brüder, die so tun, als hätten sie nie eine Mutter besessen.

Dies ist, wie gesagt, eine Erfahrung, die ich vorbehaltlos bestätigen kann. Aber damit hat es sich schon.

Ich habe lange über das Urteil des Verfassers der Schrift nachgedacht, es sei sentimental, wenn Hinterbliebene sich angesichts einer bevorstehenden Entscheidung fragten: Wie hätte Mutter hier entschieden? Ich kann dem Autor da nicht folgen. Natürlich stellen wir Hinterbliebenen uns nicht die Frage »Wie hätte Mutter hier wohl entschieden?« bei Fragen, zu denen Mutter zu Lebzeiten kein Urteil hatte. Doch will ich gern einräumen, daß der Verweis sich nicht grundsätzlich gegen das Exemplarische, Vorbildhafte richten muß. Der Autor wendet sich nur gegen eine Überhöhung, eine Glorifizierung, eben die Sentimentalisierung der Toten und alles, was dieser schon ansatzweise dienen kann. Dazu gehört natürlich auch jedes Sich-erinnern an den geliebten Menschen; der Autor deutet zumindest an, daß ohne Distanz gegenüber dem Toten Wahrhaftigkeit gegenüber dem Toten nicht möglich ist, und daher wohl auch kein Rühmen, kein Preisen.

Ich gestehe gern ein, daß diese Überlegungen des Philosophen schlüssig sind. Doch muß ich Ihnen, lieber Doktor, leider dazu sagen: Ich bin kein Philosoph und daher betrifft mich die Überlegung nicht. Und ich bin fast sicher: Wäre ich ein Philosoph, sie würde mich auch dann nicht betreffen. Was mich von ihm trennt, ist die unterschiedliche Qualität dessen, was wir Erinnerung nennen. Der Autor verfügt durch Willen und Verstand über seine Erinnerungen an seine Frau, die langen gemeinsamen Jahre einer Ehe, deren Anfänge, Zäsuren, Belastungen, Befreiungen und Aufschwünge. Ich verfüge über ähnliche Erfahrungen, aber nicht über das gleiche Instrumentarium ihrer Beherrschung. Ich weiß freilich nicht, ob der philosophische Wille und Verstand den Autor mit seinem Schicksal

wirklich fertig werden läßt, oder ob er sich nur verbietet, seinen Schmerz, seine Not, seine Einsamkeit zum Gegenstand seiner Reflexion zu machen, weil er dies entweder eines männlichen Geistes für nicht würdig erachtet oder weil sein anglikanischer Glaube dies ihm nicht angeraten sein läßt oder – und ich halte das für das nächstliegende – weil dies in seinen Augen unvereinbar ist mit dem Denken und Fühlen seiner verstorbenen Frau: er würde – so glaubt er – in ihren Augen unwürdig, das heißt, er wäre ihrer im nachhinein nicht würdig.

Wie gesagt: bei mir ist das ganz anders. Ich erfahre den Tod des mir nächsten Menschen zunächst als Amputation, verbunden mit sämtlichen Schmerzen, faktischen wie eingebildeten, gegen die ich mich nicht wehren kann. Dieser helle frische Wundschmerz bleibt natürlich nicht, aber er baut sich auch nicht ab, er verlagert sich, wird gewissermaßen flächig oder besser noch, er durchdringt alles, was Existenz, Erfahrung und Bewußtsein ausmacht. Und hebt mich so fortgesetzt aus den Angeln meines Schwerpunktes. Ich bin nurmehr ein halber Mensch und werde es bleiben. Und damit bin ich überhaupt kein Mensch. Diese Tatsache, nach dem Tode meines zweiten Ich nicht mehr ganzer Mensch sein zu können, was ja nichts anderes heißt als Verlust der Identität, weit über das hinausgehend, was die Wissenschaft mit Identitätskrise bezeichnet, ist meine Einsamkeit.

Ich sage das ohne jedes Selbstmitleid. Ich kann mir gut vorstellen, daß viele Menschen, die meinen Bericht lesen oder hören, sich an den Kopf greifen und fragen: Ist er verrückt? Gibt es nicht genug Witwen und Witwer, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben und mit ihrem Schicksal fertig werden müssen? Sicher: Nur fertig werden müssen heißt ja noch lange nicht auch fertig werden. Und da, wo existentiell nicht erbracht wird, was erbracht werden müßte, damit die Identität wieder gewonnen wird, ist das Verrücktsein – wortwörtlich – unausbleibliche Folge.

Ich erinnere mich noch, wie ein alter Freund, mehr als fünfzig Jahre katholischer Priester, mir schrieb: Jetzt wo sie tot ist, wird alles besser, Du hast das Schlimmste hinter

Dir. – Er hatte nichts begriffen. Und zwar im doppelten Sinne nichts begriffen. Einmal daß solange ein von den Ärzten und aller wissenschaftlichen Erfahrung aufgegebener Mensch lebt, nicht nur für den ihn Liebenden ein Funke Hoffnung da ist, das Wunder der Erneuerung könne sich ereignen, sondern daß der Geliebte *da* ist, meinetwegen vegetiert, kümmerlichst vegetiert, aber eben doch neben mir, bei mir, dem Geliebten und Liebenden in einem, ist und daher von mir geliebt, umsorgt, getragen wird in seiner Verelendung. Und dies alles fühlt und erwidert mit den Zeichen und Gebärden, die ihm noch verblieben sind. Das andere, was der Geistliche nicht begriffen hat, ist noch gewichtiger. Er interpretiert das Wort der Bibel, »Bis daß der Tod Euch scheidet«, schlicht dahingehend, daß mit dem Tod die eheliche Gemeinschaft aus sei. Natürlich stimmt das im rechtlichen Sinne. Aber nicht im Bewußtsein der Hinterbliebenen, des Hinterbliebenen muß ich wohl sagen, der mit der Toten sowohl eine Rechtsgemeinschaft als auch eine Liebesgemeinschaft gebildet hatte und – was viel entscheidender ist – über die Gemeinschaftsform im Verlaufe des Lebens erfahren hat, daß die Einheit der Zwei *in* der Ehe erst der ganze Mensch ist. Daher ist der Tod des Einen für den Zurückbleibenden Amputation – ich sagte es schon. Und doch nicht so, wie der Mediziner das Wort versteht. Der abgeschnittene, weggerissene Teil ist nämlich nicht tot. Er ist physisch vernichtet, gewiß, aber er ist nicht tot. Er lebt weiter, keineswegs im Sinne sentimentaler Erinnerungen, sondern das Denken des Hinterbliebenen machtvoll beherrschend, machtvoll in dem Ausmaß, wie er, solange er lebt, eine starke Persönlichkeit war – ja ich gehe so weit zu sagen: sie, die Tote, beherrscht das Denken des Hinterbliebenen stärker, als sie es möglicherweise zu ihren Lebzeiten je getan hat.

Also ist die Ehe nicht zu Ende – bis daß der Tod euch scheidet – nein. Sie dauert weiter – ich will nicht sagen – in jedem Falle – in meinem jedoch gewiß.

Und obgleich die Ehe für mich – nicht freiwillig, sondern kraft der Allgegenwart des mir entrissenen Menschen nicht zu Ende ist, bin

ich doch physisch allein. Bin ich einsam, aber nicht in dem Sinne, daß um mich herum keine Menschen wären, daß ich mit niemandem sprechen könnte, daß ich keine Aufgaben hätte, daß ich sozial desintegriert wäre, daß ich also aus den Arbeits- und Sozialprozessen ausgegliedert wäre – nein: Mit einundsechzig Jahren stehe ich ja noch vor der Rente. Sondern ich bin einsam in dem Sinne, daß ich täglich erfahre, daß ich jetzt gezwungenermaßen einer bin, der fast dreißig Jahre lang mit einem Menschen eine Einheit bildete, die jetzt zerbrach und mich vereinzelt. Das ist meine Einsamkeit. Der Toten wird das nicht mehr bewußt, ich muß damit leben. Die Einsamkeit ist identisch mit dem Bewußtsein amputiert oder verrückt zu sein.

Ich muß, lieber Doktor, auf einige Gemeinplätze zu sprechen kommen, die man immer wieder hören kann. Da fragt ein Jungeselle, erfolgreich und sich dessen bewußt, was ihn eigentlich von einem Ehemann unterscheidet. Er könne alles wie der Ehemann *in* der Ehe als Jungeselle *außerhalb* der Ehe haben: die Gemeinschaft mit einer geliebten und liebenden Frau, Hingabe, Sorge, Kinder, ein trautes Heim, partnerschaftliche Gemeinschaft in schönen wie in schweren Tagen. Gewiß das alles kann er auch außerhalb der Ehe haben. Die Eintragung ins Personenstandsregister macht es gewiß nicht, obgleich die rechtlichen Folgen einer solchen Eintragung für die Kinder, die Frucht solcher Beziehungen, nicht unterschätzt werden sollten. Aber das ist nicht das Unterscheidende. Unterscheidend zu ihm ist – so sehe ich es – die Unwiderruflichkeit meines und meiner Frau Entschlusses: Wir sind eins, wir zwei auf das gesamte Leben hin. Und dieser Entschluß, gewachsen aus Neigung und Willen, muß, und das ist das Entscheidende, in die gesamte *eine* Existenz zweier Menschen auf die Dauer eines vollen Lebens umgesetzt werden. Das muß nicht gelingen, das kann sicher auch schief gehen. Aber das ist das Ziel, und es kann erreicht werden von dem, für den es erstrebenswert ist, mit allen Folgen auch, die sich einstellen, wenn aus diesem Bund der eine hinweggerissen wird. Auch an dem Ja zu diesen fürchterlichen Folgen, die sich durch den Tod des ei-

nen der beiden einstellen, wird der Ernst, die Hieb- und Stichfestigkeit zwischen Menschen, die sich lieben, gemessen. Jener Junggeselle, der so die Treue über den Tod der Geliebten hinaus dieser Geliebten zu halten vermag, lebt in der Ehe, ob ihm das nun bewußt ist oder nicht. Freilich: man muß ernsthaft fragen, ob man eine solche Treue auch außerhalb der Institution Ehe in dem letzten Abgrunde der Einsamkeit zu halten vermag.

Vielleicht ist das, was ich da sage, in den Augen und Ohren der Zeitgenossen schierer Blödsinn. Wie kann man die Institution Ehe bejahen, mit Leben erfüllen, wenn sie den Überlebenden nach erzwungenem Ende in eine Einsamkeit entläßt, die dem Verrücktsein ganz nahe steht?

Ich bestreite das nicht. Ich kann es niemandem verübeln zu erklären: Ich bin doch kein Idiot und setze mich einer solchen Dauerfolter aus. Warum schon?

Es gibt in existentiellen Fragen kein Recht- und Unrechthaben. Wie jemand sein Leben baut, wie er es lebt, hängt weit mehr von den Schubkräften ab, die von Vergangenheit und Gegenwart auf ihn einwirken als vom eigenen Willen. Eine Binsenwahrheit. Und doch liegt mir daran, mir selbst immer wieder deutlich zu machen, daß ich kein total Ausgerutschter bin aus den heute geläufigen Vorstellungen von Liebe und Ehe. Daher bin ich Ihnen, lieber Doktor, dankbar, daß Sie mich auf diesen Bericht aufmerksam gemacht haben. Die Grunderfahrungen decken sich, wir stehen ihnen nur verschieden gegenüber. Doch ich muß wohl der Redlichkeit halber Ihnen auch mitteilen, daß ich in den letzten Jahren, seit dem Tode meiner Frau, unausgesetzt auf der Suche nach Menschen war, die ähnlich wie ich erfahren hatten, um mich an ihrem Bewußtseinsstand zu vergewissern: Bin ich nun ein spezieller, ein Sonderfall von Geschädigten, von Amputierten, von Verrückten *oder* nur ein Fall innerhalb einer Reihe von typischen Fällen? Nichts erschien meiner total verunsicherten Existenz so wichtig, wie der belegte Befund: Deine Einsamkeit ist nicht einmalig, sie findet sich in gleicher extremer Ausprägung auch bei anderen Menschen, die ähnlich wie Du erfahren haben.

Also bin ich auf die Suche gegangen nach diesen Belegen in die Witwer- und Witwenparadiese Europas. Sommers wie winters. Und ich habe – manchmal zum Erstaunen, ja zum Befremden, meist aber bei unerwartetem Entgegenkommen – meine Miturlauberinnen und Miturlauber angesprochen oder mich von ihnen ansprechen lassen, eben in der Hoffnung, die notwendigen Belege zu erhalten.

Ich will Ihnen jetzt nicht die Bemühungen und Ergebnisse im einzelnen schildern, wenn dies auch lohnte. Sie alle haben unterschiedliche Hintergründe, aber immer handelte es sich um Menschen, die im Bewußtsein lebten, ein Opfer gebracht zu haben, und das Opfer war nie der Tote, sondern waren sie selbst, der Überlebende, der unter der fundamentalen Verwerfung seiner bislang so geordneten Existenz leidet. Ich bin auf Grund dieser Erfahrungen und Feststellungen sehr unsicher geworden in der Frage, ob wir eigentlich die von uns gegangenen Menschen betrauern oder uns selbst, die wir nun verwaist und zwar in unserem Alter ohne Hoffnung auf wirkliche Zukunft in der Zeit zurückbleiben, Hinterbliebene sind.

Und noch eine Tatsache verdient erwähnt zu werden. Die Angesprochenen erzählten alle ohne Scheu, einzelne fast hemmungslos, sobald sie sicher waren: Der vor dir steht, hat gleiches erlitten. Sie sprachen sich frei. Und ließ ich dann die Bemerkung einfließen: Sie müssen Ihren Mann sehr geliebt haben, sonst könnten Sie ihn nicht nach Jahren so ein-drucksvoll vergegenwärtigen, gab es fast immer nur erstaunte Gesichter: Ja, geliebt, sicher schon, aber bedenken Sie, wir waren dreißig Jahre zusammengestanden, zwei Inflationen, zwei Diktaturen, ein Krieg, drei Fluchten, drei Söhne verloren usw. usw. Ja, lieber Doktor, so etwas wird nicht mit Liebe bezeichnet, sondern schlicht als Durchstehvermögen begriffen, von zwei Menschen in der Einheit der Ehe. Das ist nur möglich auf der Basis des einmaligen unwiderruflichen Entschlusses: Wir bleiben zusammen. Und natürlich weiß ich, wissen die Witwer und Witwen: Das Zusammensein ist von der Zeit limitiert – wissen das theoretisch, eben nicht existentiell, da ist diese Gemeinsamkeit unbe-

grenzt, was anderes ist gar nicht vorstellbar, bis dann der eine gehen muß, das ist der Donnerschlag.

Doch vielleicht sollte ich wenigstens eine meiner Bekanntschaften, die ich auf der Suche nach Belegen machte, kurz erzählen. Sie werden gleich sehen, warum.

Das war im Januar in einem Winterkurort in der Schweiz. Die Frau war Mitte fünfzig, zum ersten Male nur mit ihren Töchtern, ohne ihren Mann in Ferien. Er war seit anderthalb Jahren tot. Wie fast immer: nach wenigen Minuten hatten wir unser gemeinsames Thema: die gleichen Abläufe, die gleichen Erfahrungen. Immer wird in solcher Begegnung zweier gleich Geschlagener sowohl sich-freigesprochen als auch entgegengenommen, mitgetragen. Es ist nicht ein doppeltes Sich-Freisprechen, so daß sich jeder entlüde von der Last der Erfahrung. Bei dieser Begegnung war die Frau die sich Freisprechende und ich der Mittragende, also die notwendige Voraussetzung für ihre zeitlich begrenzte Befreiung. Und im Vorgang der Kenntnisnahme ihres Absturzes in die Vereinzelung eben durch den Tod ihres Mannes erkannte ich sie, ihr eigentliches Wesen. Dies natürlich auch, weil ich ein Mann bin, der sich ihr zugewandt hatte, und sie eine Frau, die sich mir anvertraut hatte. Es kam also das zustande, als wir uns verabschiedeten, was man nennen könnte: Freude am Gegenüber und Erwartung auf Kommendes. Trotzdem oder gerade deshalb habe ich die Frau nicht wiedergesehen. Sie ließ mich auf schmalen Billet, nur mit ihren Initialen gezeichnet, wissen, sie empfände Schuld, sähen wir uns wieder; sie stünde nach wie vor in Treue zu ihrem toten Mann.

Das alles nach einem Spaziergang von anderthalb Stunden. Selbst wenn sie sich getäuscht haben sollte, daß also ihr Verhalten nicht von der Treue zu dem Toten, sondern von der Rücksicht auf ihre Töchter bestimmt war (»Anderthalb Jahre nach Vaters Tod kannst du doch nicht schon wieder an ein festes Verhältnis denken!«), wird diese Rücksichtnahme auch von der Treue zu dem Verstorbenen mitgetragen.

War's dies, was uns verband – was mir also bewies: ich bin kein Total-Ausgerutschter, so

will ich Ihnen, lieber Doktor, noch rasch berichten, was uns, das heißt die Erfahrungen der Frau in den Schweizer Bergen von den meinen unterschied.

Sie erzählte mir, daß sie alle die Plätze besonders liebt, die von der Gemeinsamkeit mit ihrem Manne ausgezeichnet seien – sie war über dreißig Jahre verheiratet. Plätze – das heißt hier Örtlichkeiten: angefangen von einer bestimmten Sofaecke bis zum gleichen Hotelzimmer in Pontresina oder sonstwo. Mit anderen Worten: Gesucht und geliebt wird vor allen die Welt, die er, der Tote, kannte, die sie also immer auch mit seinen Augen sah, weil sie Zeit ihres Lebens immer auch mit seinen Augen gesehen hatte – sie waren ja eine Einheit von zweien in der Ehe. Und daher bedeutete ihr Welt, nur von ihren Augen allein gesehen, fast nichts. Das, lieber Doktor, meine ich, hat mit Erinnerung, Sicherinnern-Wollen oder mit Verehrung, Sentimentalität überhaupt nichts zu tun. Es liegt auch hier eine besondere Folge dessen vor, was ich mit Amputation bezeichnet habe.

Nun aber, was mich von ihr unterscheidet: Ich suche alle Plätze, Örtlichkeiten fast ängstlich zu meiden, die ich in den dreißig Jahren Gemeinsamkeit mit meiner Frau gesucht, gesehen, geliebt habe. Warum eigentlich? Weil sie mich zurückzwingen in eine Vergangenheit, die dann für mich kaum tragbar, weil schmerzhafteste Gegenwart würde? Oder weil die Orte unserer gemeinsamen Zeit eben durch die voranschreitende Zeit ständigen Veränderungen ausgesetzt sind, vielleicht nur geringfügigen, aber doch registrierbaren, so daß es gerade die Veränderung ist, die mir den Verlust erneut bewußt macht? – Möglich ist beides. Aber ich weiß es nicht. Und nun, sehen Sie, kommt das, was mich beunruhigt, weshalb ich um Ihren Rat bitte. Ich meide, wie gesagt, die Örtlichkeiten, ihre blanke Realität in der Landschaft. Ich muß, will ich reisen, neue Länder, Städte, Dörfer suchen, deren Straßen ihr Fuß nie betreten hat. Das ist das eine; das andere ist, daß ich auch noch nach drei Jahren süchtig bin nach der Gemeinsamkeit mit ihr. Wie ich darauf komme? Ich ertappe mich immer wieder, wie ich einen Blauen Führer, einen Baedeker aus dem Re-

gal ziehe und mit ihr auf Reisen gehe. Auf Reisen, die ich mit ihr vor Jahren gemacht habe. Das sind keine Spielchen von fünf Minuten, es sind Exkursionen. Vergewenwärtigungen von Vergangenheit, zweite Gegenwart durch Erinnerungen, die genauso wenig geschönt ist wie die erste Gegenwart, die Vergangenheit mit ihr. Das ist es, was mich von der Frau in der Schweiz unterscheidet, was ich selbst nicht ganz normal qualifiziere: der unerhörte Druck zur eingebildeten, gesuchten, in der Vorstellung erlebten Zweisamkeit in meiner Einsamkeit? Ist das noch normal, Doktor?

Was soll, was muß ich tun, um da herauszukommen? Dies von Ihnen zu erfahren, ist ja der Sinn des ganzen Briefes. Helfen Sie mir zu einer neuen Normalität, oder besser einer

neuen Gewichtung meiner selbst unter vollem Einbezug der Last meiner besonderen Einsamkeit. Und auch unter vollem Einbezug meiner Trauer, zu der ich mich bekenne, wie zu meiner Treue. Wären Trauer, Treue und Einsamkeit nicht immer göltig, Menschen formend, Menschen bildend, und wären sie nicht miteinzubringen in eine neue gereinigte, gereifte Existenz, so gäbe es in diesem neuen Leben auch keine Liebe. Ist das nicht so, Doktor? Und daher bitte keine Rezepte, die die Lasten der Gegenwart nur verdrängen könnten, aber sie nicht zu wandeln in der Lage wären. Bitte, keine Tricks, keine lebenswürdigen Gaunereien, auch wenn sie noch so gut gemeint sind.

Heinrich Wallmann

Wilhelm Ernst, geboren 1927 in Bonenburg (Westf.), ist ordentlicher Professor für Moraltheologie und Ethik am Philosophisch-Theologischen Studium im Priesterseminar Erfurt. Er ist Mitglied der Internationalen Theologenkommission. Der Beitrag auf Seite 393 ist die erweiterte und überarbeitete Fassung des Textes, der am 16. Dezember 1977 zum Thema: Die christliche Ehe, der Internationalen Theologenkommission zu Rom als »Ratio« vorgelegt und daselbst diskutiert wurde; die »Ratio« fand ihre Veröffentlichung in den »Studia Moralia« (Academia Alfonsiana, Rom) Bd. XVI (1978).

Paul-Ludwig Weinacht, geboren 1938 in Freiburg i. Br., ist Inhaber des Lehrstuhles für Didaktik der Sozialkunde und für politische Wissenschaft der Universität Würzburg.

Bei dem Beitrag auf Seite 423 handelt es sich um den vierten und abschließenden Teil des überarbeiteten und leicht gekürzten Vortrages, der beim 14. »Essener Gespräch zum Thema Staat und Kirche« am 12./13. März 1979 gehalten wurde und der in Kürze im 14. Berichtsband der gleichnamigen im Verlag Aschendorff zu Münster erscheinenden Schriftenreihe erscheinen wird. In diesem Berichtsband finden sich außerdem noch die Vorträge von Bundesverfassungsrichter a. D. Prof. Dr. Willi Geiger über »Kraft und Grenze der elterlichen Erziehungsverantwortung innerhalb der gesellschaftlichen Verhältnisse von heute« und von Prof. Dr. Dietrich Simon über »Die Reform des Rechts der elterlichen Sorge« sowie die Diskussionsbeiträge von Fachleuten zu allen drei Vorträgen.

Otfried Höffe, geboren 1943 in Leobschütz (Oberschlesien), ist ordentlicher Professor für Ethik und Sozialphilosophie sowie Direktor des Internationalen Instituts für Sozialwissenschaft und Politik an der Universität Freiburg i. Ue. – Der Beitrag auf Seite 433 ist die erweiterte Fassung des Vortrages, den der Autor auf der Tagung der Katholischen Akademie in Bayern über das Thema »Wie frei ist der Mensch?« am 16./17. Juni 1979 in München gehalten hat.

Johannes Betz, geboren 1914 in Radwitz (Oberfranken), Professor für Fundamentaltheologie 1958 in Bamberg, für Dogmatik und Propädeutik 1963 in Mainz, für Dogmatik und Dogmengeschichte 1967 in Würzburg. Hauptarbeitsgebiet: Eucharistie.

Hans Berger, geboren 1909 in Köln, war bis November 1971 Botschafter beim Heiligen Stuhl; zuvor Chef des Bundespräsidialamtes in Bonn.